

(Nachdruck verboten.)

2) Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Herzö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Natürlich kommt man wieder dahin, wenn man erst einmal da gewesen ist, und das nächste Mal komm ich also ins Buchthaus nach Horsens! Die Schweinerei ist bloß, daß die Strafe mit jedem Mal schärfer wird; ein Kerl wie ich kann fünf Jahr für einen Einbruch von fünf Kronen kriegen, das ist doch 'ne Gemeinheit. Denn kann man doch lieber gleich sehen, daß man was tut, was hinlangt. Ich pfeif' auf das Ganze, wenn man die ganze Blase mal ordentlich gefoxt kriegen könnte! Siehst Du, was schert mich das nu, seit Mutter freipiert ist? Da weint ein Gör, aber ich kann nichts dafür. Glaubst Du, daß sich eine Menschenseele die Augen aus dem Kopf weinen wird, wenn Ferdinand seinen Hals auf den Block legen müßt? Sie würden angerannt kommen und glohen, das würden sie tun, und denn käm' man doch wenigstens mal ordentlich in die Zeitung.“

„Schlecht, jawohl, schlecht bin ich! Manchmal kommt man sich vor wie ein freßendes großes Geschwür und kriegt Lust, ihnen die ganze Vesperung gerade ins Gesicht zu spritzen. Warme Hände gibt es nicht; das sind ausgestunkene Hüllen! Folglich schuldet man gottlob niemand was. Ich hab es mehrmals, während ich da in dem Kasten saß, darauf angelegt, den Aufseher totzuschlagen, bloß um auf etwas loszudrehen; denn er hatte mir ja nichts getan. Aber dann dachte ich, daß es doch dumm sei. Soll Ferdinand den Kopf auf den Block legen, meinertwegen gern; es ist doch immer amüsanter zur Veränderung, als sein ganzes Leben zu sitzen. Aber dann will ich erst mal so ausholen, daß die ganze Vesperung ins Wackeln gerät! So, nu weißt Du Vespheid mit mir!“

Sie trabten schnell dahin, das Gesicht auf den Rauchnebel der Stadt weit vor ihnen gerichtet. Ferdinand kaute im Gehen auf seinem Priem, und spie alle Augenblick einen großen Strahl auf den Weg hin; sein verhärtetes Bullenbeißergesicht mit den blutunterlaufenen Augen drückte gar nichts aus, fest, wo er schwebte.

Ein Bavernbursche kam, aus vollem Halse singend, auf sie zu. Er mochte wohl zwölf bis vierzehn Jahre alt sein.

„Warum bist Du so vergnügt, Bengel?“ fragte Ferdinand und hielt ihn an.

„Ich hab eine Kuh in die Stadt getrieben und dafür hab' ich zwei Krönen gekriegt,“ antwortete der Junge und lachte über das ganze Gesicht.

„Dann bist Du auch früh auf den Beinen gewesen, mein Freund,“ sagte Pelle.

„Ja, ich bin über nacht um drei von Haus fortgegangen. Aber nu hab' ich auch meinen Tagelohn verdient und hab' den ganzen übrigen Tag frei,“ antwortete der Junge, warf das Zweikronenstück in die Luft und fing es wieder.

„Gib Du acht, daß es Dir nich wegkommt,“ murmelte Ferdinand und folgte der Münze mit gierigen Augen.

„Ach was!“ Der Junge lachte ausgelassen.

„Daß mal sehen, ob es auch echt ist. Auf dem Viehmarkt gibt es ganz mörderliche Spießhuben.“

Der Junge reichte ihm das Geldstück. „Ei, sieh doch, das ist ja so eins, das man durchbrechen kann, so daß zwei daraus werden,“ sagte Ferdinand und machte allerlei Taschenspielerkunststücke. „Das eine schenkst Du mir doch wohl?“ Sein Ausdruck war ganz lebhaft geworden; er blinzelte Pelle boshaft zu und stand da und spielte mit der Münze, so daß es ausah als seien es zwei. „Hier, da hast Du Dein Zweikronenstück!“ sagte er und drückte das Geldstück fest in die Hand des Jungen, „paß nur gut auf, sonst kriegst Du Scheite von Muttern!“

Der Junge öffnete verwundert die leere Hand. „Gib mir meine zwei Kronen!“ sagte er und lächelte unsicher.

„Zum Teufel auch, die hast Du ja schon gekriegt!“ Ferdinand stieß ihn brutal von sich und fing an zu gehen.

Der Junge folgte ihm und verlangte hartnäckig sein Geld. Dann fing er an zu weinen.

„Nu fängt die Geschichte an, langweilig zu werden; gib ihm jetzt sein Geld!“ sagte Pelle finster.

„Langweilig?“ Ferdinand blieb jäh stehen und sah ihn an, wie aus den Wolken gefallen vor Verwunderung, „meinst Du, daß ich um kleines Geld spiele? Was geht der Bengel mich an, er kann sehen, daß er sich trollt, ich bin doch sein Vater nicht!“

Pelle sah ihn einen Augenblick an, ehe er begriff; dann zog er ein Papier mit etwas kleinem Geld aus der Westentasche und gab dem Jungen zwei Kronen. Der Bursche stand anfänglich wie aus den Wolken gefallen da, riß dann hastig das Geld an sich und lief davon, so schnell er konnte.

Ferdinand brummte wütend vor sich hin und zwinkerte mit den Augen. „Das will ich Dir doch für die Zukunft sagen,“ rief er plötzlich und blieb stehen, „wenn Du es nich wärst und weil man sich nu mal nich gern diesen Tag ruinieren will, dann hätt' ich Dir den Schädel eingeschlagen. Denn so was hat mir weiß Gott noch keiner geboten. Hast Du mich verstanden?“ Er blieb von neuem stehen und schüttelte seine dicke Stirn dicht vor Pelles Gesicht.

Schnell wie der Blitz packte ihn Pelle an den Kragen und in die Hosen und schlug ihn schwer in einen Chausseesteinshausen nieder. „Das ist heute das zweite Mal, daß Du mir damit drohst, mir den Schädel einzuschlagen,“ jagte er verbittert und drückte Ferdinands Kopf in die Steine nieder. Eine Weile hielt er ihn fest nieder, half ihm dann aber wieder auf die Beine. Ferdinand war blaurot, er stand da und taumelte, bereit, sich auf Pelle zu stürzen, während der Blick, nach einer Waffe suchend, umherstreifte. Dann zog er widerstrebend das Zweikronenstück aus der Tasche und lieferte es ab als Zeichen der Unterwerfung.

„Behalt' es nur,“ sagte Pelle herablassend.

Ferdinand steckte es schnell wieder in die Tasche und machte sich daran, sich den Schmutz abzubürsten. „Die Graupensuppe da drinnen hat scheinbar nich weiter an Deinen Kräften gezehrt,“ sagte er und schüttelte sich gemüthlich, indem sie weiter gingen. „Dir siht noch 'ne niederträchtige Faust am Leibe. Ich begreif' bloß nich, warum Du Dich für einen so flaumbärtigen Windhund ins Zeug legst, der kommt, weiß Gott, ohne uns durch die Welt.“

„Du legtest Dich ja auch mal für einen kleinen Burschen ins Zeug, als man ihm sein Geld wegnehmen wollt'. Nicht wahr?“

„Ach so, den kleinen Burschen aus der „Arche“, meinst Du, der Medizin für die Mutter holen sollt'? Das is schon so lange her!“

„Du gerietest feinertwegen in Karambolage mit der Polizei! Das war das erste Mal, daß Du mit der Obrigkeit in Verührung kamst, so viel ich weiß.“

„Ja, denn der Junge hatte ja nichts getan, ich hatt' es selbst gesehen. Da gab ich dem Volgpen, der mit ihm abschleppen wollt', 'ne Kopfsuß. Na ja, seine Mutter war krank, und meine eigene Alte lebte noch. Und ich war damals noch ein großes Rindvieh! Du wirst auch noch sehen, daß Du nicht weit kommst mit übertriebener Warmherzigkeit. Schulden wir ken andern vielleicht was?“

„Ja, ich schulde ihnen was,“ sagte Pelle und erhob plötzlich das Gesicht zum Licht empor. „Aber Du hast wohl keinem was Rechtes zu verdanken!“

„Solch verdammter Blödsinn!“ rief Ferdinand aus und glohte ihn an. „Sind sie gut gegen Dich gewesen, wie? Auch als sie Dich ins Gefängnis warfen? Du spielst wohl das seine Fräulein, was? Ne, das laß man sein. Damit mußt Du weiter aufs Land hinaus. Du hätt'st also Deine Zeit Vesperungshaus verdient, während unsereins bloß dasah und bitteres Unrecht litt? Unfinn! Sie wissen wohl, was sie tun, wenn sie Ferdinand die Haare kurz abscheren; aber Dich hätten sie ruhig laufen lassen können. Du brachtest fünfzig Tausend Mann auf die Beine, und was habt Ihr denn groß getan? Nich sobiel Störung habt Ihr verursacht, wie 'ne Maus in 'ner Damenhofel! Die Großbürger haben viel mehr Angst vor Ferdinand als vor Dir und all Deinen Pappenheimern zusammen. Unrecht getan, ne, komm mir damit nich! Du hast ja noch Sabbel auf Deinem Laß, Krijschan! Man gibt keinem Pardon, und denn nimmt man auch kein an; das is das

Ganze. — Und Du könnt'st mir übrigens 'n Gefallen tun und Deine zwei Kronen wieder nehmen. Ferdinand mag keinem was schuldig sein.“

„Dann kannst Du doch nicht in die Stadt kommen.“

„Nimm sie nu, so nimm sie doch!“ bettelte Ferdinand.

„Du kriegst schwerer Arbeit als unsereins, und die Art und Weise, wie ich sie von Dir kriegte, war auch gerade nicht fein. Du hast da gefessen und sie zusammengeschaßt, vier Dere per Tag, und hast Dir am Ende nicht mal 'nen Priem gegönnt, und denn sollt' Ferdinand sie Dir wegnehmen? — Psui Deubell! — Und Mutter hast Du auch noch was zugesteckt, das hatt' ich beinah vergessen. — Ich pfeif auf die paar Groschen, ich weiß 'ne Stelle, wo 'n guter Coup zu machen is.“

Eine Strecke oberhalb des Dammschlusses schlugen sie einen Richtweg ein, der nach Norden führte, um von der Nordostecke in die Stadt zu gelangen. Weit unten zur Rechten lag ein dichter Rauchnebel und schwebte in der Luft, das war der Dunstkreis der Großstadt. Der Ostwind riß Fegen davon ab und führte sie ganz bis hier hinaus. Da steckte Ferdinand seine Bullenbeißernase in die Höhe und schnob die Luft ein. „Wer nu in der „Bluttasse“ bei einem Pferdesteak mit Zwiebeln is!“ sagte er.

Es war ziemlich spät am Nachmittag. Sie brachen sich Stöcke von einer Hecke und schritten kräftig zu, an Deichen und Grabenrändern entlang, so gut es ging. Draußen über die Acker schnitt der Pflug seinen Weg, hin und wieder zurück, und kehrte die schwarze, fruchtbare Erde an das Tageslicht, während Saatkränen und Seebögel in den frischen Furchen kämpften. Die Pflugführer hatten die Bügel um die Taille; jedesmal, wenn sie an das Ende kamen und den Pflug herumwarfen und eine neue Furche angechnitten hatten, ließen sie die Säule ein wenig verschlaufen und starteten lange den beiden sonderbaren Frühlingswanderern nach. Wieviel fremde Luft denen in den Kleidern hing, es waren offenbar zwei von der Art Leuten, die auf ihren eigenen Füßen von Land zu Land gehen, dachten sie und riesen ihnen fremde Sprachbrocken nach, um auch auf der Höhe zu sein. Ach ja, einigen war es ja beschieden, sich in der Welt umzusehen! Morgen waren die beiden vielleicht schon wieder im fremden Lande, während sie hier gingen und nie vom Fleck kamen.

Sie kamen an einem weißen Landhaus vorüber, das vorne zurückgezogen zwischen alten Bäumen lag, eine hohe, dichte Dornenhecke deckte den Garten nach dem Wege zu. Ferdinand warf einen hastigen Blick über die Pforte hinein, vor allen Fenstern waren die Vorhänge herabgelassen! Er fing an, unruhig zu werden, als sie ein wenig weiter gekommen waren, schmiß er sich plötzlich hinter einen Baum und wollte nicht weiter gehen. „Ich hab' keine Lust, mich mit leeren Händen da drinnen sehen zu lassen!“ sagte er. „Der Abend ist auch die beste Zeit, um angestiegen zu kommen. Daß uns hier warten, bis es dunkel geworden is, ich kann riechen, daß da in der Villa Silberzeug liegt.“

„Komm jetzt und laß die Träumereien fahren,“ sagte Belle eindringlich. „Von heute an beginnt ein neues Leben! Ich will versuchen, Dir zu einer redlichen Arbeit zu verhelfen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2] Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

Robert warf sich von einer Seite auf die andere. Schlafen um jeden Preis! Kaum hatte er die Augen geschlossen, so weckte ihn das Pfeifen und Husten des Alten wieder. Das laute Schnarchen des Andern störte ihn nicht mehr, es dünkte ihm wie Musik dem Köcheln des Hustenden gegenüber. Erst gegen Morgen fand er den ersehnten Schlaf.

Von der Hausflur ertönte eine schrille Glocke: sie weckte die Bewohner des „Hotels“. Robert schlug die Augen auf und sah verwundert um sich. Soeben hatte er noch von der frischen Seeluft geträumt, da war die Glocke des Schiffs erklungen. O, ungeliebter Bahn! Nicht auf dem Ozean, sondern in einer alten Bude des Südens befand er sich. Und er durfte sich nicht lange befinden, er wollte heute arbeiten. Die Karte seines neuen Chefs kamen ihm in den Sinn: Gleich hinter dem Laden beginnt das Atelier.

Der Schnarcher war zuerst auf den Beinen, stumm und rasch zog er seine Kleider an und verschwand.

Der Alte mit dem qualenden Husten wusch sich im Becken, hustete wieder und spuckte ins Wasser.

Robert bering die Luft zum Waschen.

„Ein schöner Morgen.“ siepte der Alte und warf einen freundlichen Blick aus seinen tiefliegenden Augen durchs Fenster. Durch dieses drangen die Strahlen der Morgensonne und vergoldeten die schmutzigen Möbel. Das Fenster war fast blind vor Staub. Robert sah hinaus. Ein Stall oder etwas Ähnliches lag unter dem Fenster. Auf dem Dache lagen alte Schuhe, Papierseken, ein zerrissener Strohhut und eine alte Hose. Und über allem Staub und Schmutz. Als er die Rainstraße hinaufschritt, fiel ihm auf, daß sehr viele Schwarze unter den Arbeitern waren, die nach ihren Arbeitsstätten gingen.

Morgner hatte soeben den Laden gefehrt, als Robert eintraf. „Ich muß das alles selber machen,“ erklärte er und lachte laut und schallend dazu, „der alte Mite kommt nicht so zeitig.“

Und nun geleitete er Robert in sein „Atelier“. Es war ein kleiner kahler Raum, nur mit dem Nötigsten angefüllt. Eine dicke Portiere trennte den Raum vom Laden. Die zwei Fenster führten nach dem Hof.

„Na, ist es hier nicht ganz mollig?“ fragte Morgner.

„Es ist nicht da, das ist die Hauptsache,“ antwortete Robert ausweichend. Ein solches Loch hatte er doch noch nicht als Arbeitsraum gehabt.

Arbeiten, Geld verdienen! Das hob auch hier über alle Bedenken. Also ans Werk!

Zwei Wochen waren verstrichen, seit Robert in Foxhill arbeitete. Er hatte durch Vermittlung von Wenz ein gutes Zimmer gefunden, wo er nun allein hauste und sich ganz gut für den Winter einrichten konnte.

Foxhill war eine jener Städte, die in wenigen Jahren entstanden sind und ungeheuer schnell wachsen.

Nachdem das Territorium Oklahoma als Staat in die Union aufgenommen worden war, begannen die Eisenbahngesellschaften die Neklametrommel zu rühren. Sie hatten schon vorher neue Bahnlirien durch den fruchtbaren, waldreichen Staat gebaut und lodten nun durch verheißungsvolle Prospekte die Farmer aus dem Norden in das neueröffnete Gebiet. Tausende waren jedes Jahr zugezogen, und das Land war bald aufgeteilt. Auch smarte Agenten hatten große Strecken zu billigen Preisen erworben und verkauft sie nach einigen Jahren wieder, ein schönes Stück Geld dabei verdienend.

Außer den Farmern kamen aber auch Arbeiter, Handwerker, Spekulanten, und so entstanden oft in wenigen Wochen Ortschaften, die je nach der Lage bald zu größeren Städten anwuchsen.

Auch Fred Morgner besaß in der Nähe von Foxhill ein großes Areal Waldbestand. Vor Jahren hatte er es für einen Spottpreis bekommen würde. Er selbst beteiligte sich mit Eifer an allen öffentlichen Fragen und half überall mit, Foxhill auszubauen und neue Ansiedler herbeizuziehen. Er belebte die Saloons, wo er lange Neben hielt und seine Zuhörer für diese oder jene Sache zu begeistern wußte. Daß er dabei Bier und Whisky in großen Mengen vertilgte, war nicht zu vermeiden, wenn Fred auch oft die Absicht hatte, nicht mehr zu trinken.

So kam es vor, daß er des Morgens mit einer großen Medizinflasche, die er heftig schüttelte, auf und ab ging. „Meine Nerven halten dieses Leben nicht mehr aus,“ erzählte er Robert mit leiser resignierter Stimme, „ich muß solider leben. Ich werde keinen Schluck Bier mehr trinken, zur Zeit ins Bett gehen und mich nicht mehr aufregen. Der Doktor hat mir eine famose Medizin verschrieben, die wird mir wieder auf die Beine helfen.“

Er nahm einen Löffel voll der kostbaren Medizin, von der er Heilung seines Suffs erwartete, und stellte die Flasche wieder an ihren Platz.

„Mit 52 Jahren ist man kein Jüngling mehr, es muß ein Ende haben.“

„Heiraten Sie, Mr. Morgner,“ schlug Robert vor, „dann haben Sie ein Heim und fühlen sich wohler.“

Der Hüne lachte laut auf.

„Ach, heiraten! Dazu bin ich zu alt. Aber man kann sich die Sache einmal überlegen. Jetzt will ich kollekten gehen. Wenn der alte Mite kommt, lassen Sie ihn alles sauber machen und die Fenster putzen. Behandeln Sie ihn möglichst grob, der alte irische Galunke tut sonst gar nichts.“

Er gab dem Mädchen im Laden noch einige Anordnungen und ging kollekten, das heißt, er besuchte zwei oder drei Kunden, um Geld einzukassieren, und ging dann in einen Saloon, wo er gewöhnlich bis zum Abend blieb.

Nach einiger Zeit kam Mite herangeschlürft, seine Pfeife zwischen den Zähnen. Er blieb in der Mitte des Raumes stehen und blickte umher. Offenbar erwartete er erst einen Ansporn von Robert, bevor er sich wirklich entschloß zu arbeiten.

„Guten Morgen, Mite,“ rief ihm Robert zu.

„Morgen,“ knurrte Mite.

„Heute putzen Sie mal gleich die Fenster, man kann ja kaum durchsehen.“

Mite blickte verwundert auf. Fensterputzen, das war ihm etwas ganz Neues. Doch Robert ließ ihm keine Zeit zum Besinnen, er schaffte einen Lappen herbei und trieb Mite zur Eile an. Anurrend machte sich dieser an die Arbeit. Nach Beendigung der schwierigen Sache ging er aufatmend in den Hof, stopfte sich

eine neue Peise und holte hierauf das Pferd Morgners aus dem Stalle, das er gründlich putzte. Robert sah ihm durch die blankgeputzten Fensterscheiben lächelnd zu.

„Hallo, wo ist Mr. Morgner?“ rief plötzlich eine helle Stimme herein. An der zur Seite geschlagenen Portiere stand ein Knabe, der seine großen schwarzen Augen auf Robert richtete.

„Mr. Morgner kommt erst am Mittag wieder. Was willst Du?“ „Ich muß ihn sprechen.“ Der Knabe trat näher. „Sind Sie der neue Mann?“ fragte er, Robert von oben bis unten mustern.

„Ja.“ Robert betrachtete den farbigen Burschen. Es war ein Mulatte. Aus dem gelblich-braunen Gesicht blickten ein Paar kluge Augen. Eine Reihe blendend weißer Zähne kam zum Vorschein, wenn er sprach. Die dünnen braunen Finger spielten an allem herum, was ihm interessant erschien.

„Sind Sie ein Deutscher?“ fragte er Robert und sah ihm neugierig ins Gesicht.

„Ja.“ „Ist Deutschland schön? Schlägt man dort auch die Nigger?“

„Nein, mein Junge, man hat nur ganz vereinzelt Neger in den großen Städten, wo sie als Portiers oder dergleichen angestellt sind. Schlägt man denn die Nigger in Amerika?“

„Nicht überall, erzählte mir Houston, unser Lehrer.“ In den Augen des Knaben blickte es wieder auf. „Nur hier im Süden behandeln sie uns wie Tiere.“

„Kennst Du Mr. Morgner gut?“ fragte Robert, dem das frühreife Geplauder des Burschens gefiel.

„O ja, sehr gut,“ erwiderte er, verschmüht lächelnd. „Wie heißt Du denn?“

„Jim.“ „Einfach Jim.“

„Jim Burnham,“ antwortete der Kleine zögernd. „Wie alt bist Du?“

„Zwölf Jahre.“ Jim sah durchs Fenster. „Da ist Mike, ich gehe und helfe ihm.“

Er verschwand behende durch die Tür und half emsig den Wagen reinigen.

Dann kamen die beiden wieder herein, und Robert wies Mike neue Arbeit an.

Morgners fester Schritt hallte durch den Laden und er trat mit rotem Gesicht ein. Er hatte trotz seiner Absicht, kein Bier anzurühren, doch wieder getrunken, das sah Robert auf den ersten Blick. Wütend blickte Morgner auf den braunen Knaben.

„Was willst Du hier, Bursche?“ schmaubte er ihn an. „Sie wissen doch, was ich will,“ entgegnete dieser fest.

„Ach, geh zur Hölle, Du schwarzes Ungeziefer. Wie oft soll ich Dir sagen, daß Du Dich nicht hier herumtreiben sollst, wenn ich nicht hier bin? Halunke, frecher!“

Morgner machte Miene, den Kleinen zu schlagen. Dieser war aber durchaus nicht furchtsam. Rasch sprang er auf die Seite, ergriff einen großen Firkel, der auf dem Tische lag, und rief Morgner in zornigem Tone zu: „Schlage mich nicht!“

Morgner lachte gezwungen auf und ging in den Laden, Jim folgte ihm.

„Eine niederträchtige Bande, diese Nigger,“ schimpfte Morgner, als er wieder zurückkam. „Können einem das Leben schwer machen. Ich muß jetzt aufs Land, Mr. Helmbrecht, eine wichtige Sache besorgen.“

Er nahm Pferd und Wagen und fuhr davon.

Die Medizin hat nicht viel geholfen, dachte Robert. Er ist schon in seinem alten Schlandrian.

Einmal kam auch eine schwarze Frau in Roberts Arbeitsraum. Sie fragte ebenfalls nach Morgner. Es war eine üppige Negerin, über die erste Jugend hinaus. Was hatte Morgner mit diesen Leuten zu tun? Robert ward neugierig.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Wirtschaftsgeschichte der Kunst.

Von Dr. Wilhelm Hausenstein.

(Schluß.)

„Demzufolge entschloß ich mich, vielen Ueberredungen zum Trotz, ganz in den Dienst Eurer Erzellenz zu treten, mit der Absicht, es so zu machen, daß Sie sich rühmen könnten, etwas zu besitzen, was kein anderer Herr in Italien besitzt, und so habe ich getan. Da aber, wie aus dem Schreiben Eurer Erzellenz hervorgeht, Sie mir großmütig versprochen, Sie würden, falls ich mich in der von Eurer Erzellenz vorausgesehenen Weise betätigte, dafür sorgen, daß das Gehalt nur mein geringster Lohn sein sollte. . . habe ich immer in großer Hoffnung gelebt, namentlich jetzt, wo ich beinahe neunzehn Jahre Eurer Erzellenz gedient und gesehen habe, was für reiche Belohnung an Besitzungen und Häusern und anderen Benefizien Ihre anderen Diener empfangen haben. Ich aber warte noch immer, obwohl es schon fünf Jahre her sind, daß

Eure Erzellenz es versprach, auf die Bezahlung jener Bestimmung — was ich für kein gutes Zeichen erachte. Ich hoffte in dieser Zeit, daß Eure Erzellenz für besagte Bestimmung, das heißt für 800 Dukaten, Sicherheit geben und mir 600 Dukaten, wie versprochen, zahlen würde. Auch hegte ich Hoffnung, Sie würden mir, wie versprochen, helfen, das Haus zu bauen. Nun finde ich mich, erlauchter Herr, mehr mit Söhnen und Töchtern beschwert wie damals, als ich zu Ihnen kam. . . Eure Erzellenz wollen meine Bitte erfüllen gemäß dem Versprechen Eurer Erzellenz und der Meinung vieler in Italien, die da glauben, ich schwämme in Milch unter dem Schatten Eurer Gunst, der ich mich demütig empfehle.“

Nachdem Mantegna den Gonzagas fast fünfzig Jahre gedient hatte, starb er in Armut. Als Greis sah er sich zu dem Entschluß genötigt, seinen liebsten Besitz, eine antike Büste, den Gonzagas zum Kauf anzubieten. Die Marchesa Isabella Gonzaga antwortete ein halbes Jahr auf die Bittsuche des alten Künstlers überhaupt nicht. Und als sie sich endlich rührte, da sandte sie ihren Unterhändler mit dem Auftrag, den Preis der Büste soweit als möglich herunterzubandeln.

Seit der Renaissance war die Kunstfluge in der Hauptsache die Angelegenheit der fürstlichen „Gönner“. Das Mittelalter hatte demokratische Elemente enthalten. So hatte im Mittelalter das bürgerlich-demokratische Versicherungsinstitut der Kunst auch für die Künstler gebüht. So hatten bürgerliche Auftraggeber im Mittelalter mit fürstlichen konkurriert. Auch die Kirche hatte damals bürgerlich-demokratische Züge gehabt. Seit der Renaissance, insbesondere seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhundert spitzten sich aber alle Dinge immer mehr aufs Fürstliche zu.

Ein Opfer dieser Entwicklung war auch Michelangelo. Er hatte ein durch und durch demokratisches Genie. Aber die Verhältnisse zwangen ihn, Fürstendiener zu werden. Sein Leben gibt wie das Mantegnas Beispiele dafür, daß die Wirtschaftsgeschichte der Renaissancekunst von den größten Gönnerlegenden umrankt ist. Die bürgerliche Kunstgeschichtsschreibung weiß aus dem „genialen“ Papst Julius und seiner „Bedeutung“ für Michelangelo nicht genug Wesens zu machen. In Wahrheit war Julius II. ein eittler Sanguiniker, dem es an jedem tieferen Verständnis für die Kunst gebrach und der dem Michelangelo nicht bloß gar keine Förderung, sondern eine ununterbrochene Hemmung des Schaffens bedeutete. Hier ist zum Beispiel die Anekdote bezeichnend, die der Renaissance-maler und Historiker Vasari von Julius und Michelangelo erzählt:

„Michelangelo hat es öfters beklagt, daß er durch die Ungeduld des Papstes verhindert gewesen sei, das Werk — die Ausmalung der siktinischen Kapelle — nach seiner Weise zu vollenden, da der Papst ihn unaufhörlich mit der Frage belästigte, wann er fertig werden würde. Und als Michelangelo ihm nun einmal erwiderte: „Ich werde enden, wenn ich mir in Rücksicht der Kunst genug getan haben werde“, entgegnete ihm der Papst: „Wir wollen, daß Du Uns genügt, und Unser Verlangen ist, es schnell gemacht zu sehen.“ Und der Papst fügte hinzu, wenn solches nicht bald geschehe, werde er ihn von dem Malgerüst herabwerfen lassen.“

Derjelbe Vasari erzählt glaubwürdig:

„Es geschah einmal, daß Michelangelo sich Urkäub ausbat und Geld, um nach Florenz zu gehen. Der Papst sprach: „Schon gut — aber wann wird die siktinische Kapelle fertig?“ Michelangelo: „Sobald ich kann, heiliger Vater.“ Da schlug der Papst mit einem Stock, den er in der Hand hatte, nach ihm und schrie: „Sobald ich kann! Sobald ich kann! Wir wollen Dich wohl lehren, zu können, Wir!“

Und bei allem war es nun nicht so, daß sich der Papst bemüht hätte, Michelangelo wenigstens finanziell reich zu entschädigen. Michelangelos Briefe sind voll von Beweisen der materiellen Not, die er als „Günstling“ des Papstes zu ertrogen hatte. Und Michelangelo war nichts weniger als luxuriös. Der heilige Vater brauchte sein Geld für Kriege; und so geschah es, daß Michelangelo zum Beispiel um 1510 überhaupt keine Honorare bezog. Für das ganze ungeheure Werk der Dedengemälde in der siktinischen Kapelle erhielt Michelangelo 3000 Scudi (etwa 13 000 Mark), von denen er aber auch die Materialien zu bezahlen hatte.

Mantegna und Michelangelo lebten demnach keineswegs in angenehmen Verhältnissen. Zwei andere von den Größten der Renaissance, Correggio und Tintoretto, lebten notorisch in höchst bescheidenen Verhältnissen. Nur ein großer Künstler der italienischen Renaissance bedeutete eine Ausnahme von der Regel derartigen Lebens: Tizian. Die Großhändlerrepublik Venedig hat seine Kunst — aus der Tizian schließlich mit einer genialen Oberflächlichkeit eine Industrie gemacht hat — glänzend entlohnt. Die Art der Pension, die er vom Rat der Stadt bezog, ist eigentümlich. Tizian hatte das Amt eines staatlichen Senjals (Mallers) am Fondaco bei Tedeschi, der Warenbörse der deutschen Großhändler in Venedig, die ohne Vermittlung eines venezianischen Kommissars nicht handeln durften. Das Amt des Senjals brachte enorme Provisionen ein. Tizian hatte aber nur Einnahmen aus dem Amt; von den Pflichten war er frei. Das Amt war eine reine Sinecure. Tizian war auch fast lebenslanglich steuerfrei: 1506 hatte er seine erste Steuererklärung abgegeben. (Sein Geburtsjahr ist das Jahr 1477, sein Todesjahr das Jahr 1576.) Er hatte prächtige Landbesitzungen in den schönsten Teilen des venezianischen Festlandes. Aber selbst Tizian beklagt sich fortgesetzt über nicht bezahlte Honorare: und zwar war es der silzige Kaiser

Karl V., an den sich Tizian wiederholt mit Klagen wandte. Karl honorierte mit Aufweisungen auf Stadtkassen, in denen nichts war.

In der Wirtschaftsgeschichte der Renaissance kam auch der Gumor zu seinem Recht. Einiges Tages ward der Maler Sodoma zur Steuererklärung aufgefordert. Er faterie: sein Vermögen bestehe aus seinen „drei Frauenzimmern“, seinen „dreißig Vankerten“ und aus einer Menagerie. Aus dieser Natur seines Vermögens machte Sodoma Ansprüche auf Steuerfreiheit geltend.

Im Gegensatz zu Tizian lebte Dürer kümmerlich. Lieft man zum Beispiel Dürers niederländisches Tagebuch, dann findet man Seite u.a. Seite die sorgsamsten Ausgaben- und Einnahmevermerke. Sie stimmen auf Heller und Pfennig. Dürer ist wirtschaftlich der Typus des sparjamen Kleinbürgers, der mit jeder Kupfermünze rechnen muß. Er beneidet die niederländischen und italienischen Kollegen, mit deren Honoraren sich die seinen nicht von weitem vergleichen lassen.

Rembrandt war nicht besser daran: das Talent zur Buchführung ging ihm obendrein vollkommen ab. Er geriet, da einträgliche Aufträge ausblieben, so tief in Schulden, daß ihm seine ganze Habe 1657 und 1658 versteigert wurde. Eine Magd, mit der er in wilder Ehe lebte, Hendrikje Jaghers, ein Weib von proletarischer Energie, hat ihm dann künftighin das Hauswesen in proletarischer Einfachheit zusammengehalten.

Rehnlisch lebte Franz Hals; auch er war eines der größten Genies aller Zeiten der Malerei — und auch er hat mit seiner Malerei nie ein noch so bescheidenes Vermögen verdient. Er war wie Rembrandt hochfottiert, weil seine Kunst wie die Rembrandts nicht begriffen wurde und weil er so wenig als Rembrandt geneigt war, dem Publikum Konzessionen zu machen. Auch er erlebte Konkurse. Sein Begräbnis war ein Armenbegräbnis. Seine Witwe war Empfängerin einer Armenrente.

Anders Rubens. Sein Genie war verständlicher, weil es weniger tief war. Er lebte fürstlich. Als junger Mensch erhielt er am mantuanischen Hof schon ein Jahresgehalt von 400 Dukaten. 1608 ward er Hofmaler des Brüsseler Hofes mit 500 Pfund vlaamisch. Er wurde geadelt. Sein Haus zu Antwerpen war wie die Residenz eines Herzogs. Seine Bilder erzielten die höchsten Preise des siebzehnten Jahrhunderts. 1622 erzielte er einmal einen Preis von 14 000 Francs für ein Bildnis. Dabei arbeitete er spielend. Sein Honorarmaßstab war, wie Roofes erzählt, einfach: er ließ sich für ein Bild „sobielmal hundert Gulden bezahlen, als er Tage daran gearbeitet hatte“. Aber das war nur der Normalmaßstab.

Die glänzendsten Einkommen des achtzehnten Jahrhunderts scheint der Franzose Rigaud gehabt zu haben: ein eleganter, oberflächlicher Charakteristiker, der so recht berufen war, Hof- und Modemaler zu sein. 1729 bekam er für ein Porträt, an dem er ein Jahr lang getüftelt hatte, 45 000 Francs. Seine durchschnittliche Jahresseinnahme belief sich (nach Paul Drey) auf 30 000 Francs. Wahre Genies wie Charadin hatten damals kleinbürgerliche Einnahmen.

Nach einige Worte über das neunzehnte Jahrhundert. Typisch für die kümmerlichkeit der Staatsaufträge des neunzehnten Jahrhunderts ist der Vertrag, den Moriz von Schwind 1842 mit dem Großherzog Leopold von Baden über die Ausmalung der „neuen Akademie“ (Kunsthalle) in Karlsruhe schloß. Schwind bekam ein Figum von 1000 Gulden pro Jahr. Die Arbeit war derart, daß sie ihn voll beschäftigte.

Wie man mit geringen Kosten und ohne jedes Kunstverständnis in den Besitz einer Galerie und in den Ruf eines großen Mäzens kommen kann, das lehrt das Beispiel des Grafen Schack, dessen Sammlung sich befannlich (hebt als öffentliche kaiserliche Galerie) in München befindet. Man muß die von Wyl gesammelten Aeußerungen Lenbachs lesen, wenn man wissen will, wer Schack gewesen ist. Da findet man zum Beispiel folgendes:

„Hense eröffnete die Verhandlungen und fand günstigen Boden. Als man auf den Geldpunkt zu sprechen kam, machte ich die Sache kurz und erklärte, daß ich bereit sei, für 1000 bayerische Gulden im Jahr für den Freiherrn von Schack zu kopieren. Von den Ausgaben für meine Arbeit wurde mir nichts bezahlt, nur die Reise. In Italien kopierte ich tapfer drauf los, und ich kann wohl sagen, daß ich mich fürchtbar geplagt habe, wobei ich natürlich mit meinen 1000 Gulden keinen besonders üppigen Lebenswandel führen konnte. . . In diesem Verhältnis stand ich zu Schack ungefähr drei Jahre lang. Als ich später für Schack unter denselben Bedingungen nach Spanien ging, stellte sich bald heraus, daß ich dort mit meinen 1000 Gulden nicht leben konnte. Zum Glück fand ich bald einen Anlaß, um eine Verbesserung meiner Lage herbeizuführen. Als ich den Karl V. nach Tizian fertig kopiert hatte, eine Arbeit, die ich in drei Wochen zu vollenden hatte, bot mir ein Engländer für diese Kopie allein die Summe von 8000 Franken. . . Daraufhin wurde Schack etwas freigebiger. . . Was den Grafen Schack als Mäzen und Kunstkenner anbelangt, so ist fast alles, was über seine Liebe zur Kunst und seine Kennerhaft erzählt wird, eitel Phantasiegebilde. Die Wahrheit ist, daß er keine Ahnung von Kunst hatte. . . Es gefiel ihm, daß in der „Allgemeinen Zeitung“ immer von seiner Kunstliebe die Rede war. . . Er kaufte Bilder ganz einfach deshalb, weil sie billig und ihm sehr empfohlen waren. Sein Einkommen gestattete ihm solche Liebhabereien. Dasselbe betrug 60 000 bayerische Gulden jährlich.

Verantwortl. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsgesellschaft u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

von denen er höchstens 10 000 für sich verbrauchte. . . Als Beleg für seine Kennerhaft mag eine Geschichte gelten, die einmal in meinem Atelier passierte. Er schwärmte eine Zeilang für die schöne Helene von Dönniges, die später durch ihr verhängnisvolles Abenteuer mit Lassalle bekannt wurde. Und ich hatte sie damals zu malen. Da kommt Baron Schack eines Tages in mein Atelier, stürzt auf die Staffelei zu und ruft: „Sind ihre Haare nicht noch röter?“ Unglücklicherweise stand aber auf der Staffelei nicht das Bild der roten Schönen, sondern das des alten Döllinger. . . Ob ein Bild aufrecht oder auf dem Kopf stand, war diesem Kenner vollkommen gleichgültig.“

Lenbach erzählt dann, daß Schack schon wegen seiner schlechten Augen kein Talent zum Kritiker gehabt habe: „Von Kennerhaft, ja nur von physischem Sehen war keine Rede.“

Als Böcklin als „Günstling“ Schacks für 500 Gulden eine seiner „Willen am Meer“ malte, schrieb Schack an Lenbach:

„Dem Böcklin ist zu sagen, wie selbst nach der Meinung seiner größten Verehrer das Bild seiner unwürdig ist.“ Böcklin mußte den Gegenstand ein zweites Mal malen. „Für die Wiederholung aber“, meldet Lenbach, „bekam Böcklin keinen roten Pfennig.“

Als Schwind einmal fünfundsüßanzig „Bildern“ zu verkaufen hatte und in Not war, ließ er sie durch Lenbach dem Baron Schack endlos um 8000 Gulden anbieten. Darauf Schack: „Ich mag die Bilder von Schwind; den Kerl selbst aber kann ich nicht leiden.“ Schack wurde mit Schwind erst handelsseinig, als Schwind noch ein weiteres Bild gratis dazu gab.

Für jeden, nicht nur für den Publikumsmaler Lenbach, sondern auch für große Künstler wie Marées und Feuerbach, war das Mäzenatentum Schacks ein Martyrium: finanziell wie moralisch und künstlerisch.

Es ergibt sich: Auch die Geschichte der bildenden Kunst hat ihre Stelle in der Geschichte der Ausbeutung.

Kleines feuilleton.

Localmagnetismus. Schon vor Zeiten war die Tatsache bekannt, daß in bestimmten Gegenden einzelne größere Gesteinsmassen magnetische Erscheinungen zeigten. Dieses Phänomen, das den Anlaß zur Sage von dem Magnetberge bot, der herannahenden Schiffen sämtliche Nägel aus dem Holz ziehen sollte, so daß es elendiglich untergehen mußte, wurde bereits früher an einer Stelle der vorderindischen Küste festgestellt. Wie die Münchener Akademie mitteilt, ist neuerdings ein solcher Ort bei Hof in der Nähe von Plauen gefunden worden. Es handelt sich um eine niedrige Erhebung, den sogenannten „Schafshübel“, ein altes Eruptivgestein, das zum großen Teil mit Erde bedeckt ist und nur wenige freie Lavastellen besitzt, die sich als magnetisch erweisen. Noch deutlicher zeigt sich dieser Localmagnetismus am „Schwarzen Stein“ bei dem bayerischen Grenzort Trogen; dort ist sogar der mit Humus bedeckte Boden magnetisch, so daß also der ganze Fels- hügel als ein großes magnetisches Kraftmagazin zu deuten ist. Hier zeigt sich die horizontale wie die vertikale Ablenkung der Magnetonadel gleich bemerkenswert. Ueber die Ursache solcher Erscheinungen ist man sich noch nicht einig. Vielleicht befinden sich große Lager von Magnetkieseln in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche, so daß die Störung der Magnetonadel nicht auf die Felsen selbst, sondern auf eine unter ihnen befindliche, nicht sichtbare Ursache zurückzuführen ist, oder es handelt sich um eine durch Induktion (Uebertragung von Magnetismus auf nichtmagnetische Körper durch Annäherung eines magnetischen) hervorgerufene Magnetisierung der an der Oberfläche erkaltenden vulkanischen Ausbruchsmassen, aus denen die genannten Stellen bestehen. Ferner ist es möglich, daß die eigenartige Erscheinung auf vulkanische Störungen in vergangenen Zeiten zurückzuführen und mit Erderschütterungen in Zusammenhang zu bringen ist.

Ein neuer Tauchapparat wurde in Paris erprobt, der vor den bisherigen Apparaten vor allem den Vorzug großer Leichtigkeit hat. Der Erfinder ist Moriz Fernez, Werkmeister in einer Pariser Parkettfabrik. Die Versuche wurden in der Seine vorgenommen in Gegenwart eines Hauptmanns der Feuerwehr, des Inspektors der Seineschiffahrt und einiger Aerzte. Mit seinem leichten Apparat versehen, der ein einfaches Kautschukband über dem Munde festspannt, konnte Fernez 10 bis 20 Minuten unter Wasser bleiben. Von einem Boote aus wurde ihm mit einer Pumpe die nötige Luft zur Atmung zugeführt. Die Pumpe ähnelte jenen, welche zur Füllung der Gummireifen von Fahrrädern benutzt werden. Nachdem Fernez wieder an die Oberfläche gekommen war, wurde er von den Aerzten untersucht, die bei ihm weder eine Störung in der Blutzirkulation noch in der Atmung konstatierten. Einer der Hauptorteile des neuen Apparates besteht in der Geschwindigkeit, mit welcher er das Untertauchen ermöglicht. Während die mit den älteren Apparaten arbeitenden Taucher dreiviertel Stunden gebrauchen, sind mit dem neuen zehn Sekunden genügend. Allerdings scheint sich die Anwendung auf die geringen Tiefen der Flüsse zu beschränken. Sie könnte aber auch bei Feuersbrünsten in Kellern, Gasexplosionen usw. Dienste leisten.